

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 40 (1961)
Heft: 9

Artikel: Ein Berner Aristokrat gründete die Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Autor: Roschewski, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-337296>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HEINZ ROSCHEWSKI

Ein Berner Aristokrat gründete die Sozialdemokratische Partei der Schweiz

Ein Buch über das sonderbare Leben des Friedrich Albert Steck

Wer weiß es heute noch und wer glaubt es, daß der Begründer der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz ein waschechter Berner Patrizier gewesen ist? Es war nicht Herman Greulich, dessen eigene Parteigründung 1870 ein klarer Mißerfolg war, wie auch andere Anläufe, so 1880, scheiterten. Es war der Berner Friedrich Albert Steck (genannt Albert), der 1888 die Sozialdemokratische Partei zustande brachte, die heute besteht und die als erste zu Recht schweizerisch genannt werden konnte und eine, wenn auch zunächst nur unscheinbare Rolle im politischen Leben und in der Geschichte der Schweiz zu spielen vermochte. Albert Steck (1843—1899) war der Nachkomme eines Johannes Steck (1582—1628), Doktor der Philosophie und Doctor iuris utriusque, Professor, Generalkommissär Berns in den welschen Landen, Gesandter und Ratsherr, dessen Nachkommen fast alle Juristen, Ärzte oder Theologen wurden. Albert Stecks Großvater war, wie Albert Stecks Vater dann auch, Advokat und Richter und Burgerspitalverwalter und gehörte zu einem Kreis junger Patrizier, welche zur Zeit der Französischen Revolution die Unhaltbarkeit des aristokratischen Regimes einsahen und Besserung durch freiwillige Reformen wünschten; er übernahm das Generalsekretariat des helvetischen Directoriums, wurde aber seiner mäßigen Haltung wegen bald entfernt. Er hatte eine hochbegabte Französin geheiratet, deren Gedichte schon als Kind Aufsehen erregt hatten und die die meisten europäischen Sprachen beherrschte; mit 19 Jahren war die in Klöstern Erzogene aus Überzeugung Protestantin geworden. «So floß in Albert Steck ein reiches Geisteserbe zusammen. Starke juristische Überlieferung und religiöse Regsamkeit waren ihm in die Wiege gelegt. Eine dem Neuen zuneigende politische Gesinnung und die Anlage zu Krankheit und

frühem Tod waren zwar nicht gerade Familientradition, aber doch etwas Vertrautes. So ist es also begreiflich, daß Steck später aus empfindlichem Gerechtigkeitsgefühl und idealem Wahrheitsstreben Sozialist wurde und damit zwar wohl den Kreis seiner Herkunft sprengte, aber doch dabei in seiner angestammten Kultur verwurzelt blieb und zeitlebens nicht davon loskam, ein perfekter Aristokrat im besten Sinn zu sein.»

So schreibt Dr. Peter Bieler in seiner Biographie über Friedrich Albert Steck*, die eine ausgezeichnete historische Arbeit von wissenschaftlichem Rang und zugleich von politischer Bedeutung darstellt und zudem infolge ihrer gründlichen Quellenforschung voll interessanter und illustrierender Details ist, welche die Lektüre fesselnd machen. Denn Albert Steck hat ein sonderbares Leben gelebt, das in mancher Hinsicht vom Üblichen abstach: «Seine Richtung war ihm in gewissem Sinne durch die freiheitliche und rechtlich denkende Tradition seiner Familie vorgezeichnet gewesen. Aber er hatte 35 Jahre gebraucht, um richtig auf seinen Weg zu kommen, da ihn jung Krankheit ergriffen und herumgeworfen hatte. Dann aber hatte er seinen Weg konsequent eingehalten trotz der Einsamkeit, in die er ihn führte, und trotz der Behinderung durch sein anhaltendes Lungenleiden. Heiße Vaterlandsliebe, strenges Rechtsgefühl und Mitleid mit allem, was Not litt, waren in ihm mit seinem hoch gediegenen Wesen in der sozialdemokratischen Überzeugung zusammengefließen, wie er sie verstand.» Steck hatte nämlich, wie Bielers Arbeit ausführlich dartut, die Sozialdemokratie nicht auf die materialistische Geschichtsauffassung gebaut, sondern hatte in der Sozialdemokratie gerade umgekehrt die große Gegenspielerin gesehen, die durch ihre rechtzeitige Intervention allein neue Revolutionen, wie die französische von 1789 und die schweizerische von 1798 (Helvetik), verhindern könnte. Denn er war fest davon überzeugt, daß sich in einer neuen Revolution die Arbeit gegen das Kapital auflehnen würde, wenn nicht grundlegende und grundsätzliche Reformen durchgeführt würden, und er hätte einen solchen allfälligen Aufstand auch gar nicht für ein Unrecht gehalten. Nur — so fand er — könne man bei einer Revolution nie wissen, wo sie enden würde, und darum wäre es besser und für beide Lager klüger, durch rechtzeitige entschiedene sozialdemokratische Maßnahmen die Entwicklung zu kanalisieren.

Steck wandte sich zuerst an die Besitzenden

Solche Maßnahmen setzten viel voraus: die Einsicht und den guten Willen der Besitzenden und die Klugheit und Selbstbeherrschung der zu Recht Unzufriedenen. Steck besaß selbst diese Eigenschaften in hohem Maße. Aber

* Peter Bieler: «Albert Steck, 1843—1899, der Begründer der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz». Hauenstein-Verlag, Olten, 1960. 342 Seiten, Fr. 15.—

die anderen? Schätzte er sie zu hoch ein? Steck wandte sich zuerst an die Besitzenden. Bei den Freimaurern und Alzofingern erreichte er nichts. So suchte er weiter. Die Freisinnigen waren ihm selbst auf dem radikalsten Flügel zu egoistisch und klebten zu fest an ihren Sesseln. Steck ging weiter zum Grütliverein. Dieser erwies sich auch als Ableger der unentschlossenen bürgerlichen Politik, brachte aber immerhin die Reservekasse, die als Idee und Entwicklungsfaktor in der schweizerischen Arbeiterbewegung so wichtig gewordene zentrale Streikkasse der Gewerkschaften, und den Schweizerischen Arbeiterbund hervor, jene interessante, großangelegte Zusammenfassung aller Arbeiterorganisationen, Gewerkschaften und sozialpolitischen Vereine von den katholischen Männervereinen bis zu den Sozialisten. Gerade darum bekämpfte ihn aber Steck als ein charakterloses Konglomerat, von dem er seine Pläne bedroht glaubte. Mit der Reservekasse glaubte er ein geeignetes Instrument gefunden zu haben, um auf friedlichem Wege endlich etwas Kräftiges zu erzwingen. Aber die beteiligten Organisationen wollten die nötigen Mittel nicht aufbringen. So schmiedete Steck aus dem Aktionskomitee für den Schweizerischen Arbeitertag die Sozialdemokratische Partei der Schweiz und sog in ihr die paar verlorenen alten sozialdemokratischen Mitgliedschaften auf. Mit seinem Blatt «Der Schweizerische Sozialdemokrat» schuf er sich ein Sprachrohr. Er riß die Partei durch, schrieb fast restlos seine Zeitung allein und bezahlte selbst ihr Defizit. Aber seine körperliche Schwäche und seine ideale Überschätzung des Volkes ließen eine immer breitere Lücke aufklaffen zwischen dem Erreichenwollen und dem Vollbringenkönnen. Steck war auch zu gewissenhaft und zuwenig einseitig, um erfolgreich sein zu können. Von den einen hatte er Klugheit, Disziplin und Geduld verlangt, von den andern Einsicht, Entgegenkommen und Selbstlosigkeit. Denn warum hätten sie nicht einsehen sollen, was er hatte einsehen können? Steck hielt die Logik und Sittlichkeit der Sozialdemokratie für zwingend.

An sich selbst gezweifelt — nicht aber am Ideal

«Aber nach fünf Jahren» — schreibt Bieler — «hatte der ‚Schweizerische Sozialdemokrat‘ kapituliert. Anstatt mit dem gänzlich unmarxistischen Recht auf Arbeit, das er für eine Kardinalfrage gehalten, hatte sich Steck mit dem bescheidenen Schutz der Arbeit durch Gewerbeberichte zufriedengeben müssen. Trotz seinem Kampf gegen das unschweizerische Wesen einer politischen Polizei hatte er als Feind des Vaterlandes gegolten. Man hatte ihn für einen Kolporteur fremdländischen Ideengewächses gehalten, und wenn er ganz eigene Theorien entwickelt hatte, hatte man ihn mit Marx und Bebel widerlegt. Steck jedoch war unbeirrt seiner Sache treu geblieben. Aber die Leute, mit denen er jetzt meistens umgegangen, waren ihm geistig doch bei weitem nicht gewachsen gewesen, und das Wirken des Einwohnervers

und der vom Zaune gebrochene Käfigturmkrawall hatten ihm deutlich gemacht, wie entschlossen das Bürgertum noch war, ernsthafte Konzessionen zu verweigern. So hatte Steck wieder an sich selbst gezweifelt, nicht aber am Ideal der Sozialdemokratie.» Die Partei überstand verschiedene Feuerproben, aber Steck gab die Leitung weiter und kehrte mehr zur Lokalpolitik zurück. Hier hatten sich indessen Kräfte emporgedrängt, die er verabscheut, aber doch nicht zu überwinden vermocht hatte, weil sie skrupellos mit dem Volke umgingen. «Und schließlich, um das Maß voll zu machen: Der einst als Hindernis bekämpfte flauere Arbeiterbund und mit ihm der lange vergeblich umworbene Grütliverein waren plötzlich der wirklichen sozialen und demokratischen Sozialdemokratie, wie Steck sie verstand, in den Rücken gefallen, indem sie sich den Grundsätzen des Klassenkampfes verschrieben hatten. So war seine Mahnung, daß die gerechte Sozialdemokratie nicht die Sache einer Klasse, sondern des ganzen Volkes und nur durch dieses zu verwirklichen sei, auf beiden Seiten vergessen worden.» Überblickt man heute die Entwicklung der schweizerischen Arbeiterbewegung, sowohl der Gewerkschaften wie der Sozialdemokratischen Partei bis zu den neuen Programmen des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes wie der Sozialdemokratie, bedenkt man auch das Hereinwachsen der Arbeiterschaft in den schweizerischen Staat und die soziale Entwicklung der bürgerlichen Parteien und Wirtschaftsgruppen, so staunt man darüber, wie richtig Steck damals trotz all seinen Enttäuschungen die Fundamente gelegt hat und wie seine Ideen heute, wenn auch den veränderten Umständen angepaßt, wieder zu Ehren gekommen sind. Die Umwege und Irrwege, die zwischen Stecks Ausscheiden aus der Führung der schweizerischen Sozialdemokratie und den Entwicklungen in der schweizerischen Arbeiterbewegung in den letzten Jahrzehnten eingeschlagen wurden, sind vielleicht zu bedauern, waren aber für das Werden und Wachsen der schweizerischen Arbeiterklasse wenn nicht nötig, so doch offenbar unvermeidlich.

Vom liberal-konservativen Großrat mit sozialistischen Neigungen zum sozialdemokratischen Großrat mit liberal-konservativen Neigungen

Albert Steck, der zuerst «liberal-konservativer Großrat mit sozialistischen Neigungen» und nachher «sozialdemokratischer Großrat mit liberal-konservativen Neigungen» war, muß eine eigenartige, interessante Gestalt, eine bedeutende Persönlichkeit gewesen sein. Seine erste Frau starb nach halbjähriger Ehe an Tuberkulose. Er selbst litt auch bald an der «Brustkrankheit», wie schon einige seiner Vorfahren. Sein Husten verließ ihn nie mehr, immer wieder mußte er sich langen Kuraufenthalten unterwerfen, und schon in jungen Jahren überfielen ihn Lungenentzündungen, die ihn in unheim-

liche Todesnähe brachten. 1879 heiratete Steck wieder. An seiner zweiten Frau, einer Stieftochter Josef Viktor Widmanns, hatte Steck von nun an seine zuverlässige Rückendeckung, die er brauchte, um, entgegen seiner persönlichen Neigung zu Einsamkeit und Betrachtung, immer wieder zu tun, was ihm sein soziales und politisches Gewissen befahl. Sie hatte nicht nur großes Verständnis für ihn, sondern war selber wie er gesinnt und war ihm eine treue Helferin. So gab sie ihm die Kraft, seinen Idealen treu zu bleiben, trotz allen Kollisionen seines guten Willens mit der Welt, und den immer neu erlebten schmerzlichen Konflikt zwischen seinem Wirkenwollen und Vollbringenkönnen in immer neuer Tat zu überwinden.

Ist Gott so schwer zu finden?

Die Freimaurerei war für ihn ein Erlebnis, dem er selbst eine entscheidende Wirkung auf sein Leben zuschrieb. Bruderliebe war ihm das höchste; wenn einer zum andern Bruder sage, führe er ihm sein ganzes Gemütsleben, seinen besten Schatz und Hort seines sittlichen Strebens vor die Augen. Ein guter Freimaurer habe vor dem Namen «Bruder» eine so heilige Scheu «wie der innige Christ vor dem Namen Gottes». Jeder einzelne müsse auf den Grund der Bescheidenheit, Demut, Gerechtigkeit und des Zusammengehörigkeitsgefühls zurückkommen. Das war genau derselbe Grundsatz, dessen Befolgung Steck nachher zur Sozialdemokratie führte. Wie er aber seine Zivilstandsbeamtung schon nach einem Jahr niederlegte, weil ihm die Gemeinde eine Ungerechtigkeit widerfahren ließ, fand er auch in der Loge nicht, was er gesucht hatte, und trat später aus. Die Freimaurerei habe mehr durch ihre Schriften auf ihn gewirkt als durch die Loge direkt; was er hier vermißt habe, sei die «frische Luft» gewesen, schrieb er einmal. Er rechnete auch mit der Kirche und dem Glauben ab: Den Umstand, daß man automatisch zur Kirche gehörte, solange man sich nicht ausdrücklich von ihr distanzierte, empfand er als Verstoß gegen die persönliche Freiheit und schien ihm den Charakter der Kirche als Glaubens- und Bekenntnisgemeinschaft zu zerstören. Zugleich kritisierte Steck das Bestehen verschiedener Konfessionen und theologischer Richtungen. «Und dabei gibt es doch nur *einen* Gott und nur *eine* Religion im innersten Herzkammerlein. Dieser Gott und diese Religion, sind sie denn so schwer zu finden?» Wenn er sich genau prüfte, mußte er bekennen, daß seine Ansichten «über Religion in ihrem mehr allgemein natürlichen als speziell christlichen Charakter mit dem, was auch von der freiesten Richtung in unserer Landeskirche noch als notwendiger Inhalt eines christlichen Glaubens festgehalten wird, sich nicht vereinigen lasse»; er empfand es, daß seinem Verbleiben in der Landeskirche etwas Unlauteres und Unaufrichtiges anhaften würde, und erklärte deshalb seinen Austritt.

Bei den bedeutenden kantonalen Wahlen, die 1878 den äußerlichen Abschluß einer schweren bernischen Staatskrise im Gefolge der absoluten freisinnigen Herrschaft und des finanziellen Zusammenbruchs des bernischen Staates brachten, gelangte Steck auf der Liste der Liberal-Konservativen zu seinem ersten Großratsmandat. Steck stand damals insofern in der Rechtsopposition gegen das herrschende radikale (freisinnige) System im Kanton Bern, als er ein durch und durch vornehmer, uneigennütziger Abkömmling aus burgerlicher Familie war und aus empfindlichem Rechtsgefühl heraus am reinen, unverbogenen Sinn von Gesetz und Verfassung festhielt. Zugleich gehörte er jedoch auch der Linksoption insofern an, als er die konsequente Verwirklichung der reinen Demokratie verfocht und sogar schon mehr oder weniger dazu bereit war, die politischen Grundsätze der Demokratie auch auf die Wirtschaft zu übertragen. Im Großen Rat galt er nicht nur als antifreisinnig, sondern auch als antikonservativ.

Baut eure Sache nicht auf schlechten Grund!

Seit der Begründung seines neuen Hausstandes wuchs Stecks politische Tätigkeit weiter und beschäftigte ihn bald stark. Sein Lebensstil entsprach ganz demjenigen der Patrizier des alten Bern: Dank seiner Vermögenslage konnte er seine ganze, durch sein Lungenleiden jedoch stark reduzierte Arbeitskraft in den Dienst des öffentlichen Lebens stellen — und er tat es auch, wenn auch nicht in der gleichen Richtung wie die alten Patrizier. Immerhin lag sein Mandat als Großrat durchaus im Geist des Ancien régime, ebenso seine Stellung als Mitglied der Inselspitaldirektion. Ferner war er nicht nur Freimaurer und Präsident des bernischen Wahlreformvereins, sondern auch aktives Mitglied der Altzofinger. Daneben aber war er noch eifriger Grütlianer und bekannte ganz offen seine extrem radikale Haltung, als er die Redaktion der neu entstandenen «Berner Post» übernahm und dabei schrieb: «Im Kampf der politischen Parteien stellt sich die ‚Berner Post‘ auf den äußersten linken Flügel, aber nur soweit dieser Kampf Prinzipien- und Sachfragen betrifft. Jedem Personenkultus aber wird sie entschieden fernhalten.» Seine spätere politische Entwicklung schimmerte schon bei seiner ersten redaktionellen Tätigkeit durch. Nicht nur munterte er zum Beitritt in eine frisch gegründete Genossenschaft zur Beschaffung billiger Lebensmittel auf, sondern er trat auch für Tendenzen ein, die von konservativer Seite als sozialistisch bezeichnet wurden. Dabei aber faßte er den Begriff Sozialismus so weit, wie er es dann auch später tat und wie es überhaupt für seine politischen Bestrebungen typisch und entscheidend blieb; er bezeichnete jede gesellschaftliche und politische Organisation überhaupt als Sozialismus, indem er argumentierte, der Staat als solcher beruhe schon auf sozialistischen Tendenzen. Dem Sozialismus setzte er auch den Individualis-

mus entgegen — Anarchismus hätte er auch sagen können, wenn dieses Wort damals nicht ausgesprochen kriminellen Beigeschmack gehabt hätte. «Ohne sozialistische Tendenz ist keine Gemeinschaft denkbar, die den Namen eines Staates verdiente. Eine individualistische Tendenz hätte den Menschen im wilden Zustande des Kampfes aller gegen alle gelassen; und wenn nicht sozialistische Tendenz gewaltet hätte, so gäbe es nicht einmal einen ‚eidgenössischen Verein‘.» Bei anderer Gelegenheit schrieb Steck: «Der Sozialismus will nichts Neues; er will nur die Verallgemeinerung dessen, was die Besten und Edelsten aller Zeiten von jeher getan haben. Was diese aus freiem Antrieb des Herzens taten, das will der Sozialismus zum Gesetz erheben für alle . . . Möchten wir aber den Einen zurufen, daß sie auch der sozialistischen Bewegung gegenüber auch der Liebe nicht vergessen sollen, so möchten wir auch den andern sagen: baut eure Sache nicht auf schlechten Grund! nicht auf Haß, den Haß der Armen gegen den Reichen, nicht auf Neid und Genußsucht, wo Ihr im Namen der höchsten menschlichen Ideale auftreten könnt.» Steck war also schon damals der Idee des Sozialismus bereits gewonnen. Wogegen er sich allein wandte, war das Ausspielen verschiedener Klassen gegeneinander. Das blieb auch später der große Unterschied, der Stecks Sozialdemokratie von der deutschen Sozialdemokratie und von der geistig von Deutschland abhängigen schweizerischen sozialdemokratischen Richtung trennte. Steck weigerte sich, die Theorie des Klassenkampfes anzuerkennen, da sie ein krasser Widerspruch gegen das Demokratische der Sozialdemokratie sei. Er bezeichnete die Sozialdemokratie als eine Sache des ganzen Volkes, die nur im eigenen nationalen Rahmen mit den eigenen nationalen politischen Mitteln zu verwirklichen sei. Für ihn war die Demokratie die höchste politische Idee, und nur von ihr her schritt er allmählich weiter zur Sozialdemokratie. Diese bildete für ihn nicht irgendeinen Gegensatz zur bürgerlichen Demokratie, sondern erschien ihm als ihre Vollendung, als ihre Verlängerung über den Bereich des im engeren Sinn Politischen hinaus in das wirtschaftliche Leben. Zu einer gewissen Zeit versuchte Steck ja sogar die Idee einer radikal-demokratischen Partei mit sozialistischem Programm zu lancieren, um «die ganze Freisinnige Partei auf der angegebenen Basis allmählich zu reorganisieren und damit den — nach meiner Überzeugung wesentlich in sozial-demokratischer Richtung liegenden — Fortschritt zu ermöglichen».

Der Bernburger widmete sich offen dem Sozialismus

Krank und als politisch noch ungeklärter Charakter zog Steck 1881 nach Davos. Nicht gesund, aber gestärkt und als entschiedener Sozialdemokrat kehrte er 1886 nach Bern zurück. Lange genug hatte er gezögert; nun sollten den Gedanken entsprechende Taten folgen. Mit Weitblick, Kühnheit und Ziel-

sicherheit nahm er seine politische Tätigkeit auf. Er, der Bernburger, widmete sich offen dem Sozialismus. Der bisher ziemlich abseits stehende, durch chronisches Leiden unauffällig behinderte Privatier erreichte unvermittelt eine leitende Stellung in der schweizerischen Arbeiterbewegung, und mit Folgerichtigkeit und Umsicht strebte er die Sozialdemokratie an. Zunächst gelang es ihm auf dem Wege über die Mitarbeit am «Grütlianer», dem Organ des Schweizerischen Grütlivereins, praktisch an der gesamtschweizerischen Organisation der Arbeiterschaft zu arbeiten: durch die Arbeiterreservekasse. In dieser zentralen Streikkasse sah Steck die Grundlage zur Sammlung der ganzen schweizerischen Arbeiterschaft in einer einzigen einheitlichen Organisation; das war ihm zunächst das Wichtigste. Außerdem schien ihm hier der Hebel gegeben, der, wenn einmal die Mehrzahl der Arbeiter darauf drückte, die bisherigen Regeln zur Festsetzung der Arbeitslöhne aus den Angeln heben konnte. Die Arbeiter sollten — immerhin unter Berücksichtigung des wirtschaftlich Möglichen — selber bestimmen, zu welchen Bedingungen sie ihre Arbeit dem Arbeitgeber verkaufen wollten, wenn sich nun einmal der Staat nicht darum kümmerte. Steck wollte unbedingt die «Ab-schaffung des Ausbeutungssystems, die Befreiung der Arbeit». Kein neuer Verein und kein organischer Zusammenschluß bestehender Vereine sei nötig, schrieb Steck in einem Artikel im «Grütlianer», sondern nur eine allgemeine schweizerische Streikkasse und ein permanentes Streikkomitee der schweizerischen Arbeiterschaft. Dieses Komitee hätte jeden geplanten Streik, der angemeldet werden müßte, auf Berechtigung und Aussicht zu prüfen und grundsätzlich eine Vermittlung anzustreben. Die neue Institution «dürfte mit der Zeit zu einer Zentralstelle der Arbeiterschaft werden, welche ohne Kampf, einfach auf dem Weg ruhiger Auseinandersetzung mit den Arbeitgebern, die Arbeitsbedingungen jeweilen nach der gegebenen wirtschaftlichen Möglichkeit reguliert». Am 1. August 1886 fand eine gemeinsame Konferenz der Zentralvorstände des Grütlivereins, des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes und des Aktionskomitees statt, wo die Gründung der Arbeiterreservekasse beschlossen wurde. Die Wahl der leitenden Kommission fiel auf Bern; Steck wurde Sekretär. Eine Flut von Streikbegehren fiel über die junge Institution herein. Die bloße Existenz der Reservekasse schien den Arbeitern den Kamm wachsen zu lassen; die Kommission bremste, wo sie nur konnte. Im ganzen Jahr 1887 waren aber doch 13 Streiks zu verzeichnen. Das Zusammenstehen der Arbeiterschaft in der Organisation der Arbeiterreservekasse machte einen derartigen Eindruck, daß bei den gewerblichen Meistern die Errichtung einer Meisterreservekasse als Gegenorganisation ernsthaft diskutiert wurde. Die immer wieder vorgebrachten Aufrufe zu freiwilligen Spenden, die Streikberichte und Rechnungsablagen der Reservekassekommission in den Arbeiterblättern waren von bedeutender propagandistischer Wirkung.

Rein sozialistisch, aber durchaus nicht internationalistisch oder marxistisch

In seiner weiteren Tätigkeit in der schweizerischen Arbeiterbewegung erlitt Albert Steck zunächst eine Niederlage. Im Kampf um den Grütliverein siegte dessen damaliger Zentralpräsident, Nationalrat und später Regierungsrat Heinrich Scherrer in St. Gallen, der der erste sozialdemokratische Ständerat der Schweiz werden sollte, wenn er auch vorläufig zu Stecks Ideen von der Sozialdemokratie im Gegensatz stand. Heinrich Scherrer konnte seine Idee, eines vom Bunde subventionierten schweizerischen Arbeitersekretärs, durchsetzen und als Träger den Schweizerischen Arbeiterbund verankern, den Steck als schwerfällig, überflüssig und der politischen Arbeiterbewegung gefährlich ablehnte; er bezeichnete das Konglomerat als ein Ungetüm mit rotem sozialdemokratischem Kopf, einem weißen, wirtschaftlich opportunistischen Rumpf und einem langen schwarzen Schwanz. Scherrer aber setzte gegen den Widerstand Stecks, der Robert Seidels Kandidatur unterstützte, die Wahl Herman Greulichs als Arbeitersekretär durch. (Heute wissen wir, daß die Einrichtung des Arbeitersekretariates und die Wahl Greulichs ein glücklicher Wurf war.) Im selben Moment aber, da Steck durch den Sieg Scherrers das Instrument des Arbeitersekretariates entwunden wurde, bekam er mit dem «Aktionskomitee für den schweizerischen Arbeitertag» ein anderes in die Hand. Das Aktionskomitee bestand aus je zwei Vertretern des Grütlivereins, der faktisch nur noch im Titel der Zeitung «Arbeiterstimme» existierenden Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, des Gewerkschaftsbundes, der deutschen Sozialdemokratie und der deutschen Arbeitervereine in der Schweiz und hatte seit seiner Gründung im Jahre 1883 Sitz in Zürich gehabt, wurde aber 1887 nach Bern verlegt. Entsprechend seiner ursprünglichen Bestimmung, aber anders als sein Zürcher Vorgänger, schlug das Berner Aktionskomitee sogleich einen entschiedenen sozialdemokratischen Kurs ein. Auf Stecks Antrag hin wurde zunächst beschlossen, weitere Arbeitervereine zum Anschluß zu gewinnen und bei alten und neuen Mitgliedern — es waren lauter Kollektivmitglieder — deren sozialdemokratische Bereitschaft abzuklären. Dieser Aufruf war rein sozialistisch, aber durchaus nicht internationalistisch oder marxistisch. «Der Großteil auch des Schweizervolkes, die besitzlose, abhängige, kümmerlich gestellte Masse der Lohnarbeiter ist trotz allen papierenen Volksrechten und Volksfreiheiten in Wahrheit weder frei noch den Besitzenden in Rechten gleich . . . Wir wollen aber, daß, soweit es von uns Menschen abhängt, alle frei, alle gleich und alle glücklich werden.» Wie früher gegen die politischen Vorrechte gekämpft worden sei, so müsse heute das Volk am Sturz des ökonomischen und sozialen Vorrechtlertums arbeiten. «Nicht mit Feuer und Schwert, Pulver und Blei — das wird hoffentlich dem Schweizervolk erspart bleiben —, aber durch ener-

gische Sammlung aller freiheitsliebenden, für soziale Gerechtigkeit und wahre Volkswohlfahrt begeisterten Elemente — durch festes Zusammenhalten und entschlossenes, grundsätzliches und radikales Vorgehen auf dem gesetzlichen dem Volk zur Geltendmachung seines Willens offenstehenden Wege.» Die ganze Tätigkeit des Aktionskomitees lief eindeutig auf die förmliche Bildung einer neuen politischen Gruppe hinaus. Das Aktionskomitee sammelte Macht in seinen Händen. Der Aufruf hatte den Kollektivanschluß von etwa 60 weiteren, lauter deutschsprachigen Vereinen an den Aktionskomiteeverband zur Folge. Die verschickten Fragebogen wurden von 135 verschiedenen Vereinen und Sektionen beantwortet; die meisten sprachen sich im Sinne der Sozialdemokratie aus und betonten durchweg den Weg der Gesetzgebung. So schien die Bereitschaft für die von Steck geplante Partei vorhanden zu sein. Die straff organisierte und stark von Steck beeinflusste Berner Arbeiterschaft bildete den kräftigen Kerntrupp der zukünftigen sozialdemokratischen Partei. Hierzu diente Steck seit Anfang 1888 nun auch seine eigene Zeitung, die ihm ein im ganzen Land beachtetes Sprachrohr bot.

Kein Rechnungsbuch an der Stelle des Herzens

Vom Januar 1888 an erschien der «Schweizerische Sozialdemokrat» jeden Samstag in einer Auflage von etwa 1100 Exemplaren in Quartformat zweiseitig und meist vierseitig, manchmal sechseitig. Die Inserate füllten meist etwa eine Drittelseite, oft aber weniger und fehlten manchmal ganz. Steck redigierte die Zeitung selber und schrieb sie auch größtenteils allein. So kam ihn die Nummer auf 80 Franken zu stehen, wobei Inserate pro halbe Seite nur 20 Franken einbrachten. Das Abonnement war selbst für damals billig und betrug pro Quartal einen Franken inklusive Porto. Steck rechnete mit einem «ziemlich bedeutenden Defizit», das er zu tragen bereit war. Als Motto stand am Kopf der Zeitung: «Freiheit und Wahrheit — das sind die Stützen der Gesellschaft (Ibsen).» Daß sich der «Sozialdemokrat» eigentlich nicht in erster Linie an die Arbeiter, sondern an die gebildeten Stände wandte, wurde schon in der ersten Nummer deutlich. Im Leitartikel erklärte Steck: «Wir wollen Hunderttausende von schweizerischen Mitbürgern und Mitbürgerinnen, welche nach den heutigen Einrichtungen und Gesetzen unseres Vaterlandes ihr Leben lang ein gedrücktes, verkümmertes und trübes Dasein führen *müssen*, zu freien, frohen und damit auch edlen Menschen machen. Aber auch denen, welche heute zur Erhaltung und Vermehrung ihres Besitzes gezwungen sind, unedel und unschön zu leben, ihr Herz und ihr Gemüt gebunden niederzuhalten, weil sie zum ‚Geschäft‘ nicht passen — auch denen, kurz allen, dem ganzen Volke, gilt unser Bemühen um Einführung besserer gesellschaftlicher Einrichtungen. Wir wollen, daß die bürgerliche Gesellschaft sich so organisiere und ordne, wie es der Entfaltung freien und adeli-

gen Wesens unter der Bürgerschaft am förderlichsten ist. Wir wollen, daß der Bürger nicht länger gezwungen werde, an der Stelle eines warm für alles Hohe und Gute schlagenden Herzens ein Rechnungsbuch zu tragen, in einem Umschlag, auf welchem alle Regeln sorgfältig verzeichnet stehen, wie man am besten durch die hungrige Gesellschaft von Raubtieren, die werten Mitbürger, sich hindurchschlägt, -beißt, -stößt, -windet und -schlängelt, auf welchem aber von Freiheit und Menschenwürde nur in gelegentlichen Anmerkungen darüber, wo man diese Worte etwa vorteilhaft anbringen kann, zu lesen ist.» Der Artikel fuhr erklärend weiter: «Also Weltverbesserer seid Ihr, Ihr Sozialdemokraten? dazu noch Adelsverehrer, am Ende gar Aristokraten im Grunde des Herzens? — Nun ja . . . jedes aufrichtige öffentliche Wirken geht ja auf Verbesserung der öffentlichen Zustände, und der Adel, den nicht die Geburt und nicht das Geld verschafft, sondern den allein das Streben nach edler Lebensgestaltung und Lebensführung begründet, hat für uns nichts Widerwärtiges . . . So wenig wir bei der Sklaverei als unmittelbar durch die Gesetzgebung anerkannte und geschützte Gesellschaftseinrichtungen stehen bleiben durften, ebensowenig dürfen wir bei einer Gesetzgebung uns für immer beruhigen, welche, wenn auch mittelbar, so doch mit unfehlbarer Sicherheit einen Teil des Volkes in den Dienst des andern Teiles, also in den Dienst von einzelnen, nicht etwa in den Dienst der Gesamtheit zwingt. Wir müssen weiter, höher hinauf in der Entwicklung. Und wir *können* weiter, die Zeit ist reif dazu.» Zum Beweis erinnerte er daran, daß die Produktion der nötigen Güter kaum noch ein Problem bilde, daß es aber trotzdem zahlreiche Notleidende gebe, nur weil die Güterverteilung mangelhaft organisiert sei und jedenfalls nicht von der Gesamtheit zugunsten aller vorgenommen werde. In der zweiten Nummer des «Schweizerischen Sozialdemokraten» legte Steck dar, wie er sein Ziel zu verwirklichen gedachte: «Vor allem versteht es sich, daß der einzige Weg jeder so tiefgreifenden Veränderung nur der der Gesetzgebung sein kann. Die Gesetze gibt aber bei uns die Volksmehrheit. Unser erstes Bestreben muß also sein, diese Mehrheit zu gewinnen.» Stärker noch als alle Propaganda werde aber der natürliche Lauf der Dinge klarmachen, «daß ein Teil unseres Volkes dem andern unterworfen ist. Je besser man den besitzlosen Lohnarbeiter stellt, desto fähiger wird er, zum richtigen Bewußtsein seiner Lage zu kommen, und desto mutiger wird er, diese Lage *gründlich* zu ändern.»

Die Argumentation Stecks baute auf die Voraussetzung des Liberalismus auf, auf dessen Postulaten der Freiheit und Gleichheit. «Ihm, dem streng rational denkenden Sprößling einer Juristenfamilie, lag die Demokratie im Stile Rousseaus viel näher als die Demokratie alteidgenössischer Prägung, die jeder exakten Formulierung spottet und die, weil sie alle möglichen Formen und Schattierungen bürgerlicher Neben- und Unterordnung in sich trug,

wenigstens praktisch nicht in einem so krassen Widerspruch zu den politischen Formen aller anderen Staaten stand wie die Lehre Rousseaus. Damit übernahm Steck für sein System auch alle Gefahren und Irrtümer des Liberalismus. Sind die Menschen wirklich so gleichartig und bildungsfähig, daß alle ihre dämonischen und egoistischen Kräfte, die bis anhin lebendig waren, in eine soziale Leidenschaft zum Guten umgeformt werden können? Steck glaubte es.» So kommentiert Bieler in seiner Steck-Biographie, der die obigen und die weiteren Zitate entnommen sind. In diesem Sinne führte Steck seine Zeitung fünf Jahre lang. Wenn er auch oft eine scharfe Sprache führte — Steck nannte darum das Blatt im Privatgebrauch auch das «Wanzerl» —, wurde der «Schweizerische Sozialdemokrat» besonders in gebildeten Kreisen doch wegen seines hohen geistigen Niveaus nicht ungerne gelesen, da er am besten über das orientierte, was bei den Sozialisten ging. Aber dieser Leserkreis dehnte sich nicht aus; die Aufgabe blieb auf der Höhe, die sie von Anfang an erreicht hatte, bis die Zeitung von der «Berner Tagwacht» abgelöst wurde.

Das Berner Programm: ohne Klassenkampf

Die erste große Auseinandersetzung der offiziellen schweizerischen freisinnig-reformierten Staatsauffassung mit dem Sozialismus entzündete sich an der Einführung der politischen Polizei als vor allem fremdenpolizeiliches Organ und an ihrer Vollzugspraxis. Steck und die von ihm beeinflussten Arbeiterorganisationen führten einen großen Kampf gegen eine allfällige Gesinnungspolizei. Diese scharfe Verteidigung einer freien Oppositionspolitik erwies sich als ein weiterer Beitrag zur Gründung der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz. Während aller Auseinandersetzungen um die politische Polizei, um den schweizerischen Arbeitersekretär und um die Reorganisation der Reservekasse und neben aller Arbeit für den «Schweizerischen Sozialdemokraten» hatte Steck nämlich die Gründung der neuen Partei nicht aus den Augen gelassen — all seine Tätigkeit war vielmehr gerade auf diese Gründung hin angelegt. Im Sommer 1888 ging die Parteigründung rasch ihrer Verwirklichung entgegen. Auf den 8. Juli wurde eine sozialdemokratische Delegiertenversammlung zur Abklärung des Eigentumsrechtes an der Zeitung «Arbeiterstimme» nach Aarau einberufen, wo auch der Gewerkschaftsbund als Miteigentümer der Zeitung vertreten war. Steck vertrat das Aktionskomitee. Die Versammlung beauftragte dieses auf Stecks Vorschlag mit der Einberufung eines schweizerischen Arbeitertages auf den Oktober, der dann auf Grund der vom Aktionskomitee geleisteten Vorarbeiten die nötigen Beschlüsse zur Parteigründung zu fassen hätte. Das Aktionskomitee übertrug die Vorbereitungen an Steck. Die Hauptpunkte seines Programmwurfes umfaßten Ausbau der Demokratie und des Einheitsstaates,

Volksbildung und -aufklärung im Sinne moderner Wissenschaften und Ausmerzung aller kirchlichen Bestrebungen aus dem Staatsleben, ferner allmähliche Verstaatlichung von Landwirtschaft, Handel, Gewerbe und Industrie nach dem Grundsatz, daß der Ertrag nach Abzug aller Kosten und eines die Steuern ersetzenden Betrages allen Mitwirkenden in möglichst gleichem Maße zugute kommen sollte; hierzu sollte eine Kommission für wirtschaftliche Gesetzgebung eingesetzt werden, welche die nötigen Regierungsmaßnahmen vorzubereiten hätte. Schließlich müßte das Recht auf Arbeit in der Bundesverfassung verankert werden. An einer neuen Delegiertenversammlung des Aktionskomitees, des Gewerkschaftsbundes und der sozialdemokratischen Mitgliedschaften wurde dem Programm Stecks ein anderer Programmentwurf von Zürich entgegengestellt, nachdem schon bei einer früheren Konferenz Greulich Einwände gegen das Berner Programm Stecks erhoben hatte. Im Gegensatz zu Stecks Programm lehnte sich der Zürcher Entwurf in seinen prinzipiellen Erwägungen stark an die Statuten der ehemaligen Internationale an und vertrat die Idee des internationalen proletarischen Klassenkampfes. Die einzelnen Programmpunkte dagegen blieben weit hinter denen des Berner Entwurfes zurück und enthielten neben rein formalpolitischen fast nur sozialreformerische und gewerkschaftliche Forderungen. Es gelang schließlich, zwischen den beiden Projekten eine gewisse Verschmelzung zu vollziehen, welche das Berner Programm ziemlich intakt ließ. Der Gesamtentwurf des Aktionskomitees wurde mit geringen Änderungen angenommen und der Arbeitertag auf den 21. Oktober festgesetzt.

Der historische 21. Oktober 1888

Endlich brach der 21. Oktober 1888 an. «Die nach Bern gekommenen Arbeiterdelegierten», erzählt Bieler, «versammelten sich im Sitzungssaal des Stadtrates. Vertreten waren 60 Arbeitervereine, die Hälfte des ganzen Verbandes des Schweizerischen Arbeitertages. Am stärksten waren die Gewerkschaften repräsentiert, am schwächsten die Grütlivereine. Reichel leitete die Verhandlungen ruhig. Die Hauptredner zum Traktandum Parteiorganisation waren Steck und Otto Lang, damals Bezirksanwalt in Zürich.» Stecks Beschlußentwurf zur Auflösung des Verbandes des Schweizerischen Arbeitertages und zur Neubildung der «Sozialdemokratischen Partei der Schweiz» aus den bisherigen sozialdemokratischen Mitgliedschaften und den Vereinen des aufgelösten Arbeitertages wurde nach längerer Debatte mit nur geringen Änderungen angenommen und Bern als Vorort bestimmt. Das Programm wurde mit 53 Stimmen gegen 4 Enthaltungen genehmigt. Stecks Entwurf stellte, so weitreichend und eindeutig sozialistisch er auch war, doch eine absolut selbständige, originelle, einmalige politische und sozialdemokratische Leistung dar, wie Bieler schreibt: «Das neue Parteiprogramm war nicht

mehr nur ein schmaler Angriffskeil gegen die bestehende Gesellschaftsordnung, wie die bisherigen sozialdemokratischen Programmentwürfe in der Schweiz, die im Grunde doch ihre ganze Hoffnung auf spätere Zeiten gesetzt hatten. Es war vielmehr ein gut durchdachter Plan zu sofortiger Aktion, aber im Grunde nicht eigentlich als Angriff gegen alle anderen Parteien, sondern als Versuch zur Erneuerung von innen heraus. Wenn es sich bei der neuen Partei schon um eine ganz selbständige und eben neue Partei handelte, wirkte in ihr doch noch der ursprüngliche Plan Stecks weiter, die Sozialdemokratie aus dem Freisinn hervorgehen zu lassen. Dieser Gedanke lebte fort in der inneren Weitherzigkeit des neuen Programmes. Es bestimmte als Parteizweck ausschließlich die Förderung der Sozialdemokratie und ließ damit sein Verhältnis zum Gewerkschaftswesen und der weiteren Arbeiterbewegung offen. Wohl unterstützte das Programm Maßnahmen zur Förderung des Arbeiter- wie auch des Kleinbauernstandes, jedoch nur «so weit sie nicht den grundsätzlichen Parteibestrebungen sich hinderlich erweisen». Es unterschied also zwischen Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie und sah grundsätzlich die Möglichkeit vor, daß sich die Arbeiterbewegung (als gruppenegoistische Bewegung) der Sozialdemokratie (als umfassender Bewegung) könnte unterordnen müssen. Steck faßte die Sozialdemokratie nicht wie das deutsche sozialistische Gothaer Parteiprogramm oder der schweizerische Programmentwurf von 1878 als Ziel des proletarischen Klassenkampfes auf, das nur durch die Arbeiterklasse selbst verwirklicht werden könnte. Es genügte ihm, feststellen zu müssen, daß in Geschichte und Gegenwart tatsächlich oft Klassenkampf herrsche. Ihn aber zum System und zur Methode zu erheben, fiel ihm gar nicht ein. Klassenkampf ist als Programm undemokratisch, und damit war er für Steck erledigt; er glaubte niemals, daß das Gute durch das Böse erreichbar sei. Das Volk sollte nicht nur demokratisch organisiert, sondern auch demokratisch gesinnt sein, demokratisch, eidgenössisch und solidarisch. Und außerdem war Steck selbst nicht ein Mann der Gewalt, sondern des Überzeugens. Er wollte das Bürgertum von der Gerechtigkeit und Vernünftigkeit der Sozialdemokratie überzeugen und gab ja gerade zu diesem Zweck den ‚Schweizerischen Sozialdemokraten‘ heraus. Dies unterschied ihn am tiefsten von Marx und dem ‚wissenschaftlichen‘ Sozialismus und reihte ihn unter die von diesem längst belächelten ‚utopischen‘, ‚ethischen Sozialisten.›

Partei der Einsichtigen und Gutwilligen

Steck sah nicht wie Marx nur Herrschaft und Knechtschaft und, als Produkt der gewaltsamen Auseinandersetzung, den Sozialismus, sondern er wollte es gar nicht zur gewaltsamen Lösung kommen lassen (die ihm allerdings unvermeidlich schien, falls man die Dinge treiben ließe), vielmehr

den Konflikt durch beiderseitige rechtzeitige und freiwillige Selbstbeschränkung in der Sozialdemokratie auflösen. Er sah deshalb die neue Partei auch nicht als Verband einer sozialen Klasse, sondern als Partei der Einsichtigen und Gutwilligen. In diesem Sinne war es zu verstehen, wenn das Programm sagte, «die sozialdemokratischen Bestrebungen gelten nicht irgendwelchen Vorrechten eines Standes oder einer Klasse, sondern vielmehr der Abschaffung der heutigen Standesprivilegien und Klassenherrschaft durch Einführung einer auf dem Grundsatz der allgemeinen Solidarität aller Gesellschaftsglieder ruhenden Gesellschaft». Für Steck war deshalb die Sozialdemokratie nicht primär die Partei der Arbeiterbewegung, sondern die dritte Partei zwischen dieser und der Bourgeoisie. Es war klar, daß eine solche Partei nur auf absolut demokratischer Basis bestehen konnte. Das Programm nannte denn auch als politische Bedingungen einer sozialdemokratischen Ordnung die rein demokratische Staatsform mit Gesetzes- und Verfassungsinitiative und obligatorischem Referendum sowie proportionaler Vertretung und Durchführung des Einheitsstaates. Ebenso verlangte es auch die völlige Trennung von Kirche und Staat sowie moderne und unentgeltliche Volksbildung. In rein formalpolitischer Beziehung erhob also das Programm der Sozialdemokratischen Partei nur in etwas gesteigerter Weise die Postulate des damaligen Radikalismus (Freisinns). Das Schwergewicht lag auf den wirtschaftlichen Thesen. Diese stellten fest, daß zwar die Produktionsfähigkeit der bestehenden Wirtschaft groß genug wäre, um alle materiellen Bedürfnisse des ganzen Volkes reichlich zu decken, daß aber infolge des Lohnsystems die Verteilung des Wirtschaftsertrages ungleich und ungerecht sei und einen großen Teil des Volkes in Unfreiheit und Not versetze. Die auf dem Egoismus beruhende Wirtschaftsordnung entspreche indessen nicht mehr den neuzeitlichen moralischen Anschauungen. Die sozialistische Ordnung sei am besten durch die Verstaatlichung aller wirtschaftlichen Tätigkeit zu erreichen. Es seien nach wohldurchdachtem Plan allmählich immer mehr monopolistische Staats- und Gemeindebetriebe zu errichten, zunächst im Eisenbahn-, Bank- und Banknotenwesen, im Getreidehandel und in der Zündhölzchenfabrikation. Steck sprach nicht mehr wie alle bisherigen sozialistischen Programme im deutschen Sprachgebiet von einer anonymen «Gesellschaft», welche die Produktion übernehmen sollte, sondern nannte klar und eindeutig Staat oder Gemeinde — etwas anderes war faktisch ja auch gar nicht möglich. Die Verstaatlichung sollte auf dem Weg geschehen, daß eine vom Volk zu wählende «Kommission für wirtschaftliche Gesetzgebung» der Bundesversammlung Entwürfe auszuarbeiten und vorzulegen hätte über die beste Art und Reihenfolge der Verstaatlichungen, worauf dann eine mehrheitlich sozialdemokratische Bundesversammlung eben die entsprechenden Gesetze zu erlassen hätte, welche ein mehrheitlich sozialdemokratisches Volk im Referendum billigen würde.

Loyale Verstaatlichung

Stecks Plan der Verstaatlichung war so loyal wie möglich. «Sie war wirklich nur in Angriff zu nehmen, wenn Volk und Parlament mehrheitlich sozialdemokratisch gesinnt wären», kommentiert Bieler. «Das Volk sollte sich selbst seine Verstaatlichungskommission bestellen, die Regierung selbst sollte die Gesetze zur Enteignung des Privatkapitals erlassen. Von gewaltvoller Revolution war da gar keine Rede. Die Revolution bestünde eben darin, daß die Sozialdemokratie sich allmählich die Volksmehrheit gewinnen würde. *Ohne* diese wäre gar nichts zu erreichen, *mit* ihr indessen die Zukunft gewonnen. Steck erwartete von der Mehrzahl der Bürger, daß sie selbst ihren Egoismus überwinden würden. Das war genug Revolution, aber moralische, nicht politische. Das war das Gegenteil von Klassenkampf oder von angeblich naturnotwendiger und gesetzmäßiger Entwicklung — das war der Glaube an den Sieg der wahren, gerechten Idee über das eigene materielle Interesse. Denn Steck erwartete die sozialdemokratische Volksmehrheit nicht von einer unaufhaltsam zunehmenden Proletarisierung, sondern von der Überzeugungskraft der sozialdemokratischen Idee. Doch wollte er dieser Idee möglichst nachhelfen. Das Recht auf Arbeit, das er im Programm postulierte, schien ihm ganz besonders dazu angetan, den Staat zu zwingen, sich um die Arbeitsverhältnisse zu kümmern und eigene Betriebe zu errichten. Übrigens sah Steck darin die selbstverständliche Ergänzung des verfassungsmäßigen und gesetzlichen Eigentumsschutzes: Wenn einer schon nicht stehlen durfte, so mußte man ihm wenigstens eine Arbeitsgelegenheit sichern — oder wie sollte er sonst leben können? Das Problem hatte damals angesichts der schlechten Wirtschaftslage eine sehr reale Bedeutung. So war das ganze Programm sehr offenherzig und verzichtete ebenso auf alle Schlagworte wie auf alle Verheimlichungen. Etwas anderes wäre für Steck gar nicht möglich gewesen. Er spielte mit offenen Karten und verließ sich dabei nur auf die Überzeugungskraft seiner Argumente; wenn sich diese nicht durchsetzen sollten, war jedenfalls mit irgendwelchen taktischen Schlichen auch nichts zu erreichen. War nun das Programm im ganzen schon eindeutig sozialistisch, so haftete ihm doch gleichzeitig unverkennbar ein gewisser individualistischer Zug an, der zwar erst beim Vergleich mit den bisherigen deutschsprachigen Programmen deutlich wird. Es sprach nicht von Klassen, sondern von Bürgern; es kritisierte nicht den Klassenkampf, sondern den Kampf aller gegen alle, das heißt jedes einzelnen gegen alle anderen einzelnen. Es postulierte nicht etwa wie das deutsche Gothaer Programm von 1875 die vom Kollektiv her gerechtfertigte *Arbeitspflicht*, sondern das vom Individuum her als natürliches Menschenrecht gedachte *Recht* auf Arbeit und verlangte überhaupt bessere Garantien der Rechte und Freiheiten des einzelnen Bürgers, also Schutz des Individuums vor Ausschreitungen der

Gesellschaft oder des Staates — nicht Schutz des Staates oder der Gesellschaft vor dem einzelnen bösen Individuum. Das Programm war also mehr hinsichtlich der Masse pessimistisch als hinsichtlich des einzelnen, was bei den andern sozialistischen Parteiprogrammen sonst umgekehrt war.» Die ganze Kraft, die ihm seine Gesundheit ließ, widmete Steck nun dem Aufbau der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, umsichtig, unermüdlich, unerschrocken — und im tiefsten Grunde (das hat Peter Bieliers Untersuchung klar und schön herausgearbeitet) doch voller Zweifel an der demokratischen Gesinnung des Volkes und besonders an der rechtzeitigen Einsicht des Bürgertums, ohne welches ja doch nichts Rechtes zu erreichen war. «Steht das Volk auf, regieren ganz andere Mächte, und die Idealität und Intelligenz haben zu schweigen, wenn sie nicht an die Laterne gehängt werden wollen. Erst nach dem Sturm vermögen sie wieder zu wirken und — zu einer neuen Herrschaft zu führen.» Doch wollte er immerhin das Seine tun. Denn: «Die Wahrheit dürfte . . . die stete Bewegung, Veränderung an sich selber sein.»

Er wollte das Seine tun

Nach drei Jahren, im Dezember 1891, übergab Steck die Leitung der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz Eugen Wullschleger in Basel, wohin der Vorort verlegt worden war, und zog sich auf die bernische Lokalpolitik zurück. Auch dort stieß er auf neue Verhältnisse und neue Männer, die nicht mehr seinem Wesen und seinem Geist entsprachen, und eine Zeitlang trennte er sich sogar von der bernischen Arbeiterbewegung, die er doch einst geführt und sozialdemokratisch erzogen hatte. Eine spätere Versöhnung war mehr äußerlicher Natur und geschah unter Aufwand größter Selbstüberwindung. Am 28. September 1899 starb Albert Steck in seinem 56. Lebensjahr, schon beinahe fremd geworden in der schweizerischen Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung. Sein alter Gefährte Paul Brandt schrieb in seinem Nachruf, er habe keinen gekannt, der es mit seinen Pflichten gegenüber den Nächsten und sich selbst so genau genommen habe wie dieser äußerst feinfühlig, zutiefst humane, im besten Sinne des Wortes vornehme und aristokratische und im Grunde durch und durch religiöse Steck. So wenig es ihm gelegen habe, ohne Notwendigkeit sein Innerstes zu zeigen, so wenig habe er an irgendeine Sitte eine Konzession gemacht, die gegen seine Überzeugung gegangen sei. Brandt erkannte aber auch Stecks Grenzen richtig: aus Herkunft, Erziehung und Krankheit habe er zeitlebens etwas Apartes gehabt. Nicht nur ihm, Brandt, sondern auch Steck selber sei es immer deutlicher geworden, daß er nicht zum Parteiführer geschaffen sei. «Aber keiner kann alles», schloß Brandt. «Es genügt, daß einer das ist, und zwar ganz ist, wozu er sich eignet. Und ein Ganzer in diesem einzig richtigen Sinn war Friedrich Albert Steck.»